

## Medienrhetorik

# Die Macht der Gendermissionare

Wie viel politische Korrektheit erträgt die Sprache? Gerade in Zeiten, in denen die Genderdiskussion wieder in den Vordergrund gerückt ist, bedarf es einiger Übung.

Text: **Marcus Knill\*** Bild: **Huge, New York**



Gendersprache, schwere Sprache.

Aus Angst vor den politisch Korrekten – und «Korrektinnen»? – verzichteten viele auf den gesunden Menschenverstand und opfern die Sprachästhetik. Ein Marketingspezialist wagte es nicht mehr, ein Wort zu schreiben, das militante Feministinnen auf den Plan rufen könnte.

Die Beamten einer Behörde wiesen jedes Wort zurück, das nicht geschlechtsneutral geschrieben war. Die Auftraggeber drohten: Falls das Wort Autofahrer nicht überall ersetzt werde durch «die Autofahrenden», würde der Auftrag entzogen. Wo bleibt da der gesunde Menschenverstand? Obwohl sich der Marketingspezialist an der Sprachver-

stümmelung störte, blieb er machtlos. Er «musste» die Sprache malträtiert. Denn: Wenn er den Auftrag nicht verlieren wollte, blieb ihm nichts anders übrig, als das Spiel der Sprachpolizistinnen mitzuspielen.

Man sollte eigentlich davon ausgehen können, dass sich der Ungeist der politisch Korrekten – nach der Ära der militanten Sprachmissionare – allmählich gelegt hat und bei unsinnigen Formulierungen wieder die Vernunft einkehrt. Doch das Gegenteil scheint leider der Fall zu sein.

Die Überkorrekten sind erneut überaktiv. Sie allein wissen, was korrekt ist, und üben konsequent Druck aus. Es gibt für sie bei der Genderfrage keine Toleranz. Wer dem Druck dieser Moralisten nicht nachgibt, muss es bitter büßen. Militante Tugendwächterinnen protestieren bei jedem angeblich unkorrek-

ten Wort lautstark, und zwar so lange, bis die Auftraggeber klein beigeben. Behörden ändern Reglements und Spielregeln. Sie kuscheln. Der gesunde Menschenverstand bleibt auf der Strecke. Die Verschandelung der Sprache wird in Kauf genommen.

**Ich zitiere Literaturnobelpreisträger Czeslaw Milosz (Quelle: «NZZ»-E-Papier vom 29.4.2019):**

*Der Ungeist der politischen Korrektheit metastasiert sich gerade durch Universitäten, den Kulturbetrieb, Redaktionsstuben bis hin in die Politik.*

*Aus Sicht der Political-Correctness-Bewegung steht die Wahrheit in Form der Doktrin bereits fest, weshalb sich Debatten im Grunde erübrigen. Der Debattenraum wird im Namen einer Ideologie somit erst teilprivatisiert und dann schrittweise universalisiert, bis der Privatstandard der Doktrin als einzig neuer zulässiger Meinungskorridor erscheint.*

*Nietzsche hat in seiner «Genealogie der Moral» von der «creatio ex nihilo» der moralischen Begriffe gesprochen. Der Moralist trägt seine Vorurteile in den Eingeweiden. In einer anmassenden Deutungsmacht über korrekte Begriffe wird eine Einteilung in gute Kollektive (LGBT, Frauen, marginalisierte Gruppen) und schlechte Kollektive (alte weisse Männer, Personen rechts der Mitte) vorgenommen, welche mancherorts über Zulassung zu öffentlichen Debatten entscheidet. Die latente Androhung von Shitstorms oder Karrierenachteilen resultiert in einer Narkotisierung des Debattenraums und einer Omertà der Intellektuellen (Zitat Ende).*

Die Sprachpolizistinnen bringen es erstaunlicherweise fertig, dass viele Schulen,

\* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Spitäler, Ämter und Behörden bereit sind, die Sprachzerstörung in Kauf zu nehmen. Sie scheinen zu resignieren. Man will sich wohl mit der Political-Correctness-Bewegung nicht anlegen, in der Hoffnung, sie durch Nachgeben ruhigzustellen.

Nachgeben ist angeblich bequemer, als sich gegen die Sprachzerstörer zu wehren und sich für eine korrekte Sprache einzusetzen.

Selbst Germanisten, Sprachwissenschaftler und Sprachexperten geben immer wieder klein bei, wenn unsinnige Formulierungen gefordert werden. Die Sprache ist aber ein hohes Gut, das wir pflegen sollten.

Bei all den unsinnigen, kuriosen Formulierungen vermissen wir den Aufschrei der vernünftigen Sprachwissenschaftler. Statt die gedankenlose Gendersprache zu stoppen, werden heute abartige Formulierungen vielerorts leichtfertig übernommen und sogar in Reglementen verankert.

Bei der Ringier-Presse gibt es beispielsweise keine Fussgängerstreifen mehr. Wir lesen stets von Zebrastreifen, obwohl die Markierungen für Fussgänger und nicht für Zebras bestimmt sind. Es gibt weder eine «Gästin» noch «Studierende» – denn Letztere wären ständig am Studieren. Sonst bleiben sie wie bis anhin Studenten.

Das Binnen-I bei «StudentInnen» kann nicht gelesen werden, ebenso wenig die eingeführten Sternchen. Beides ist sprachlich falsch. Geschriebenes muss auch gelesen werden können!

Verdoppelungen wie in «Die Lehrerinnen und Lehrer haben den Schülerinnen und Schülern in Erinnerung gerufen, dass sie immer pünktlich erscheinen müssen» widersprechen dem Prinzip der Kürze und somit der Verständlichkeit. Kürze ist nämlich ein wichtiger Verständlichkeitshelfer.

Die Sprachsektierer können erstaunlicherweise ihre Früchte ernten, die sie gesät haben. Man hoffte, die Schweiz bleibe gegenüber dem Virus der Sprachmissionare immun. Das Gegenteil scheint jedoch der Fall zu sein. Grotteske Formulierungen werden kaum noch hinterfragt: liebe Kinderinnen und Kinder ... die wenigsten der Reisendinnen ... Hans, der Hebammer ... Göttin sei Dank ... Mensch ... Gästin ... die zu Fuss Gehenden und so weiter. In Ausschreibungen gibt es bereits mehrere Geschlechter. Sie werden neu für «m», «f» und «d» formuliert («d» für Diverse).

Statt «Kinderinnen und Kinder» müsste somit folgerichtig gesagt und geschrieben werden: «Kinder, Kinderinnen und diverse Kinder». Dies macht einem bewusst, wie absurd solche Forderungen sind.

Wenn künftig die Lehrerzimmer in «Teamzimmer» umgetauft werden, ist dies weniger schlimm. Es ist aber ungenauer. Die anwesenden Lehrkräfte sind nicht alle automatisch Teammitglieder. Das Kaffeetrinken und die Pause haben wenig mit einer Teamsitzung zu tun. Mit «jedermann» sind seit je «alle» gemeint. Es bedarf keiner Zufügung wie etwa «jedermann und jede Frau». Auch die Ergänzung «männiglich und fraulich» ist sprachlich nicht korrekt. Wenn schon, müsste es «frauglich» heissen, und das wäre eine weitere Sprachverstümmelung, die wir der Genderrhetorik zu verdanken hätten.

Peter Thomi schrieb schon vor Jahren in der «NZZ am Sonntag» folgenden treffenden Leserbrief:

#### **Wie die Sprache vor die Hündinnen geht**

*Bei den Giraffen gibt es keine Männchen, die Giraffe ist weiblich. Ein Weib ist keine Frau, das Weib ist sächlich. Eine Frau ist kein Mensch, der Mensch ist männlich (also Menschin?). Logisch. Würde man einsehen und akzeptieren, dass die von der Sprache verwendeten Genera sich nicht mit dem Geschlecht des Gemeinten decken müssen, dann wäre der Sprachspuk endlich vorbei, und es gäbe wieder Studenten statt «Studierende», Konsumenten statt «Konsumierende», Hörer statt «Hörende», Leser statt «Lesende» und Fussgänger statt «Gehende». Dann würde auch in den Medien und an den Universitäten wieder das Selbstverständliche gelten: Das grammatikalische, im Wörterbuch verzeichnete Geschlecht, Maskulinum hin oder her, ist nicht das biologische. Dann fühlen sich alle, Feminismus hin oder her, wieder gleichermassen angesprochen, sofern die Wendung es nicht ganz klar anders bestimmt. Und das «mitgemeint» oder «nicht ausdrücklich genannt» kann getrost entsorgt werden: im sprachhistorischen Kuriositätenkabinett.*

#### **Fazit**

Solche Bemühungen der Gleichmacherei stören den Lesefluss und widersprechen eindeutig der Sprachästhetik. Sie führen eigentlich zu einer sprachlich unkorrekten Sprache, die sich meistens auch noch dumm anhört. Die



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

Mediensprache sollte kurz und knackig sein. Doch führt der interne Kodex für eine geschlechtsneutrale Sprache zum Gegenteil. Es gibt die Möglichkeit, bei einer Aufzählung einmal die männliche und einmal die weibliche Form zu wählen. Ferner gibt es korrekte Kollektivbezeichnungen wie «das Publikum». Andrea Vetschs Versuch, das Wort «Kund\*innen» mit einer Pause nach dem «d» durch das Gendersternchen zu artikulieren, hat das Dilemma nicht gelöst.

Mediensprecherin Wenger (SRF) betont zu Recht: «Unter der gendergerechten Sprache darf die Verständlichkeit nicht leiden. Auch die Eleganz der Sprache darf nicht missachtet werden.» Aus Sicht der Chefredaktion wurde beim «Kund\*innen»-Beispiel dieses Prinzip verletzt, weil es irritiert.

Wir sehen: Die Hoffnung stirbt zuletzt. Es gibt verschiedene Redaktionsstuben, in denen der gesunde Menschenverstand noch nicht dem Wunsch militanter Gendermissionarinnen geopfert wurde. Ich wünsche mir mehr Mut zum Widerstand gegen sprachlich sinnwidrige Formulierungen. □